

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 15.

Posen, den 12. Juli 1927.

Nr. 15.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

14. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Der Fuchslotter schüttelte den Kopf. Er ist ein rabiater Kerl, und wenn die Sach' ohne Gewalt und mit Güte zu machen wär', da wär's mir lieber. Ihr wißt seine Geschäfte. Ihr wißt, wann er geht und auf welchen Wegen. Ihr kennt euch aus in den Wäldern. Ihr führt uns, und wir fassen ihn. Ich und zwei Grenzer, denen ich nur einen Wint geben brauch'. Wär's denn so arg, wenn er ein paar Monat' hinter den eiserne Gittern sitzen müßt? Bis dahin könnte Ihr euch die rote Hex' vom Leibe schaffen, und er hätt' Zeit, sich abzukühlen. Er brauch't's nit zu wissen, daß Ihr dahinter steckt. Wenn Ihr es schlau anfangt, brauch't er euch gar nit zu sehen. Laßt Ihr aber den Karren rennen wie er rennt, dann geht er über euch weg, Frau. Jetzt wär' eine Gelegenheit, euch zu rächen. Ich hab's doch gesehen, was Ihr ausgehalten habt die ganze Zeit. Eure Schwester solltet Ihr aus dem Hause tun und eurem Mann einen Dentsettel geben —

Der Mann sprach noch lange fort. Finster schaute Judith zu Boden. Sie wußte es lange, sie hatte ihren Mann verloren. Es gab nichts Halbes in ihm und in ihr. Was aus war, das war vorbei — für alle Zeit. An die Schreckschüsse, an die Handschellen, von denen der Kriminalist sprach, glaubte sie nicht. Ohne Blut ging's nicht ab. Der Fuchslotter sekte sein Leben dran, aber das war ihr gleich. Es konnte aber auch sein, daß Thomas stel. — Es hatte sich soviel Schmerz, Eifersucht, Rachgier und Haß in ihr angesammelt, daß ihre Sinne wirr davon waren. Sie dachte in diesem Augenblick wirklich, wenn er tot wär', so hätten sie Frieden, alle miteinander. Und wenn Thomas starb, dann gab's auch noch eine Angel für Margrit — sie hatte noch einen Revolver im Kasten liegen sehen, den wollte sie zu sich stecken, wenn sie wirklich ging.

Denn noch war es nicht ausgemacht, daß sie es tun würde. Sie konnte immer noch, wie sie wollte. Ohne ihre Hilfe konnten die dem Thomas noch ein ganzes Jahr nachspüren, das wußte sie. Und ein Wort der Warnung von ihr legte den ganzen Schmuggel für Monate still.

In diesem Augenblick hörte sie draußen im Hof Margrits Stimme und sah sie durch das niedere Fenster über den Hof herkommen. Wie rot brannte ihr Mund, wie bleich war ihr Gesicht, wie tief glühten die umschatteten Augen. Judith wurde grauweiß. Eine Woge von Haß ging über ihr Herz. Sie wandte sich rasch vom Fenster weg und dem lauernd vor ihr stehenden Manne zu.

Sagt mir, wie ich euch Bericht schicken kann — —

Als der Fuchslotter nach einer Stunde vom Hofe schlich, war alles abgeredet, fest beschlossen. Selbst wenn Judith gewollt hätte, jetzt konnte sie nicht mehr zurück. Sie hatte bereits zuviel verraten.

In den Wäldern, die sich zu beiden Seiten der

Grenze hinzogen, gab es Viebesnester für verbotenes Glück genug. Quer durch den Wald zog sich eine tiefe Aflust, durch einen ehemaligen Bachlauf gebildet. Mittlen hindurch lief die Grenze. Doch machte sie grade hier eine wunderliche Ausbiegung. Es streckte sich nämlich ein schmales, langes Stück Schweizerbodens ins deutsche Gebiet hinein, die „Eiserne Hand“ genannt. Dieser Waldstreifen war fast das dichteste und verwachsenste Stück im Umkreis von einer Stunde. Da waren noch Unterholzbestände von solcher Undurchdringlichkeit, daß kaum ein Hund sich hineingezwängt hätte. Thomas Zwargart kannte jede Höhle, jedes moosige Versteck unter dichten Schirmtannen und im verwilderten Gebüsch.

So rauschte der Wald in Margrits glühendes Liebesleid und breittete schirmend seine Arme über ihr frevelhaftes Glück.

Immer müder wurden ihre Schritte, immer bleicher ihre Wangen. Nur ihre Augen brannten in einer irren Glut. Haß, Schmach, Schuld trug sie um ihre Liebe. Kein Zurück gab es für sie, nur weiter, weiter — aber wohin? „Der Rauz erkämpft sich sein Weibchen, und die Hinde muß dem Rehbock folgen und fragt nicht, warum und wohin. So ist's Waldgesetz. Oh, wär' ich ein Waldtier und meine Lieb' unschuldig!“

Es lag da ein Findling mitten in dem trockenen Bachbett. Schon tausend Jahr hat er da gelegen, schon damals, als noch die wilden, ungestümen Wasser hier herunter brausten. Links und rechts waren sie ihm zischend ausgewichen und hatten in ihrem Unmut tiefe Löcher ins Ufer gerissen, Löcher, die nun auch schon grün bewachsen waren wie Brautkammern für die Waldhochzeit.

Da war ihrer Liebe schönstes Kämmerlein. Da saß auch Margrit im dämmernden Abend eines heißen Augusttages und wartete auf den Geliebten. Ihre schmal gewordenen Hände trieben ein unruhig gedankenloses Spiel mit Blättern, die sie pflückte, zerpflückte und um sich her streute. Thomas hatte einen leisen Gang. Kaum ein Zweiglein krachte, kein Rauschen raschelte unter seinen vorsichtigen Schritten. Plötzlich stand er neben ihr, spukhaft wie ein Nachtker. Sie erschrak so, daß sie zitterte. Er umfaßte sie lachend: „So zu erschrecken, Margrit! Du hast ja Nerven wie eine Stadtdam!“

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter und bot ihm schweigend ihren Mund. Es war aber noch hell genug, daß er die Tränen Spuren auf ihrem Gesicht sehen konnte.

„Was ist dir, Margrit? Warum weinst?“

Sie sagte leise: „Weil ich elend bin. Hilf mir, Thomas, o hilf mir!“

Er zog sie neben sich auf die Moosbank. „Was soll ich dir helfen, Schätzlein?“

„Du sollst mich fortsticken. Dann geh' ich. Ich tu' ja alles, was du willst. Und ich sollte gehen um Judiths und Brenesles willen. Ich bin euer Unglück. Aber allein, aus mir selbst kann ich's nicht. Wenn du es mich heißest, dann — kann ich's — vielleicht tun.“

So sagte sie, fest an ihn geklammert. Ihr Mund log, denn ihr Herz schrie: „Verstoß mich nicht, verlaß mich nicht, ohne dich bin ich verloren!“

Er hielt sie fest umschlossen und kitzte ihren Mund. „Margrit, so kann's nit weiter gehn! Wir gehn zu Grund so, alle drei! Du sollst gehn, Margrit, aber nit allein. Ich geh' mit dir. Wir wollen nach Amerika, und dort bauen wir uns ein neues Leben!“

„Auf dem alten, Thomas? Auf gebrochener Treu' und verlorener Ehr' und unrechtem Gut?“

„Treu? Treu? Das ist nur ein Wort. Judith hat sie zuerst gebrochen. Ihr geschieht recht. Und sie wird mich bald vergessen haben! Bis in einem Jahr sind wir geschieden, und sie nimmt sich einen andern Mann. Das ist alles gar nit so unmöglich, wie du meinst. Es gehört nur ein wenig Mut dazu!“

Margrit schlug die Hände vors Gesicht. „Nein, Judith wird dich nie freigegeben. Und ich seh' keinen Ausweg mehr als einen. Ich muß zu meinem Vater gehn.“

„Der ist ja tot, Margrit!“

„Ja, er ist in den Rhein gegangen. Und das kann ich auch tun. Leben ohne dich kann ich nit. Sterben für dich — damit du frei wirst, damit du wieder mit deiner Frau in Gutem Leben wirst, das könnt' ich.“

„Bist du toll, Margrit? Denkst du, ich könnt' je wieder mit Judith zusammenhausen wie vorher? Und meinst du, ich geb' dich her? Zum Teufel mit deinen Gewissensbissen. Bist du denn eine Betschwester? Wag's doch einfach, pack das Glück, geh mit mir in die Welt! Haben's doch schon viele so gemacht, und werden's auch noch viele so machen! Ist nit so schwer, wie du meinst! Morgen könnten wir in Hamburg sein und in drei Tagen auf dem Wasser! Sag Ja! Es gehört nit dazu als ein bißel Mut!“

„Mut zu einer Schledchtigkeit!“ sagte sie leise.

„Ach, mach dir doch keinen unnötigen Gedanken! Du hast den ersten Schritt getan, jetzt geh auch weiter. Wer A sagt, muß auch B sagen!“

„Ja, wenn ich wär' wie du und 's Judith! Aber so bin ich nit. Schuld ist Schuld, da komm' ich nit drüber weg.“

Er sprang unmutig auf. „Das sind Reden, die dir schlecht anstehen, Margrit. Du bist ein verpfushtes Ding, das nit den Mut hat, etwas zu End' zu führen, was es angefangen hat. Verboren haben sie dich da droben, die frommen Leut!“

Ein Hund schlug an, es knakte in den Büschen, es raschelte im Tann. Thomas stand starr und horchte. Margrit sagte mit tonloser Stimme: „Jetzt kommt's. Ich hab's gewußt.“

Der Hahn von Thomas' Pistole knakte leise, er stand aufrecht, er wußte: es half nichts, sich zu verstecken. —

Da zwängte es sich durchs Gestrüpp, da stob es heran, da sprang es an ihm herauf — sein eigener, sein treuer Hund verriet ihn, ohne es zu wissen, seinem Feinde.

Drei Männer tauchten auf. Zurufen, Schreien, wildes, rasches Wortwechseln. Schüsse fielen, Knall auf Knall.

Dann Todesstille. Und jetzt ein Schrei, ein einziger Schrei. Thomas lag ausgestreckt am Boden des Bachbettes. Margrit warf sich über ihn. Sie rief seinen Namen, sie rüttelte ihn, sie kitzte ihn auf seinen Mund, aber er gab kein Wort und keinen Blick mehr zurück.

Da sprangen auch schon Männer zu ihnen herunter und rissen sie roh beiseite. Und als sie aufschaute, stand Judith vor ihr. Mit einem wilden Stoß schleuderte sie Margrit zurück und stellte sich wie schützend vor ihren Mann. „Rühr ihn nit an, schau ihn nit an, du schlechtes Mensch,“ schrie sie wild. Jemand kniete bei dem Gefallenen nieder und legte die Hand auf sein Herz.

„Hellerwirtin — er ist — tot —“

„Du hast ihn verraten,“ sagte Margrit schneidend. Der Fuchslotter hatte aus des Toten Brusttasche seine Briefftasche genommen und wühlte in den Rocktaschen. Im Dunkel blitzte es von Gold und Geschmeide. —

Judith stand drohend vor der Schwester. „Und wenn ich ihn verraten hab', so ist's meine Sach'. Lieber sollt' er tot sein, als dein Schatz. Jetzt ist er wieder mein.

Dir aber rat' ich, geh mir aus den Augen, sonst weiß ich nit, was ich dir noch antu' —“

Margrit wich scheu zurück, ihr graute vor der Schwester. Der Hund hatte sich bei seinem toten Herrn hingekauert und heulte laut. Schauerlich klang es durch den Wald, so daß einem das Blut in den Adern gerann.

Die Männer fügten aus Baumstäben und grünen Zweigen eine Bahre, auf die sie den toten Schmugglerkönig legten. Dann trugen sie ihn bei sinkender Nacht heim in den Schwanderhof. Sein Weib ging ihm zur Seite, und der Hund lief heulend neben der Bahre her. Zwanzig Schritte hinter dem traurigen Zug wankte Margrit. So oft die Männer rasteten, blieb auch sie stehen. Wenn sie weiter gingen, folgte sie, immer im gleichen Abstand bleibend.

Das Schwanderhaus öffnete sich dem Zug. Draußen im Dunkel vor dem Fenster blieb die Ehebrecherin stehen, horchte auf das laute Weinen des kleinen Knaben, auf den schrillen Aufschrei der Magd, das Klagen der Mutter und die murmelnden Stimmen der Männer. Spät gingen die Kriminalbeamten. Sie hatten den Toten mitten in das große Zimmer gelegt auf seine grüne Bahre. Zwei Kerzen brannten ihm zu Häupten und zwei zu Füßen. Judith kauerte neben ihm auf einem niederen Schemel und hielt das kleine Mädchen im Arm. An ihre Knie hatte sich ihr Knabe geschmiegt, und sie stieß ihn nicht fort. Das war nun alles nicht mehr nötig, denn Thomas war ja tot.

Die Stunden rannen hin, die Nacht senkte sich herab, eine schwüle, mondlose Nacht. Fern am Himmel zuckten Blitze, und leise murrte ein dumpfer Donner. Es zog ein Gewitter herauf, und der Wind raunte verhalten und bang in den Linden. Wie lang Margrit da außen gestanden hatte, sie wußte es nicht. Näher grollte der Donner, röter flammten die Blitze, und die Linden bewegten in leisem Brausen ihre Kronen hin und her. Einmal öffnete sich die Tür, und die Schwanderin trat heraus. Sie sah an den Himmel, und gerade als ein langer, blauer Blitz über den Hof flog, erblickte sie die Tochter und ging auf sie zu.

(Fortsetzung folgt.)

Musik.

Shakespeares achtes Sonett.

Musik! — Warum macht dich Musik betrübt?
Nicht kämpfst mit Süßem Süßes, Lust mit Lust
Ist froh: Und doch wird Trauriges geliebt
Und was dich quält, nimmst willig auf die Brust?

Wenn wahrer Einklang wohlgestimmter Töne
Dein Ohr verlegt, wenn sie sich hold vermählen,
Dann trifft dich leis' ein Vorwurf, der die Schöne
Nicht fördern will, weil deine Kräfte fehlen.

Horch, wie ein Klang dem andern sich verbinde,
Wohllaute wechselnd ineinander dringen,
Wie Vaterglück und Mutterglück im Kinde,
Im Einen all' die gleiche Weise klingen:

Beistimmig leb, in Eines dich verflüß's
Und wortlos singt's: allein vermagst du nichts.

Uebersetzen von Ernst Hohenemser (Rom).

Mündliche Botschaft.

Novelle von Rudyard Kipling.

Chelamose war unser Bivillarzt in Meribiti, und wir nannten ihn „Schlafmann“, weil er ein kleines, rundes, schlafmüdiges Männchen war. Er war ein guter Arzt und hatte mit niemandem Streit, nicht einmal mit unserem Kommissar, der Manieren hatte wie ein Schifferknecht und Tattgefühl wie ein Huh. Er heiratete ein Mädchen, das ebenio rund war und ebenso schläfrig aussah wie er. Sie war ein Fräulein Gilarbhee, eine Tochter des biden Gilarbhee aus Dexar, der ja irrtümlicherweise die Tochter seines Ehegeheiraten hatte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Die Fitterwochen dauern in Indien selten länger als eine Woche: aber nichts hindert ein Paar, sie über zwei oder drei Jahre auszuhehnen. Indien ist ein herrliches Land für Eheleute, die ganz ineinander aufgehen. Sie können ganz für sich leben und ohne jede Störung — so wie es die „Schlafmänner“ machen. Die beiden Leuten zogen sich nach ihrer Heirat von der Welt zurück und waren sehr glücklich. Natürlich mußten sie gelegentlich ein-

mal Gesellschaften geben, aber dabei schlossen sie keine Freundschaften; und die Station ging ihres Weges und vergaß sie; man sagte nur gelegentlich, Schlafmann wäre der beste Pflanz von der Welt, aber langweilig. Ein Arzt, der nie Streikfeiern hat, ist eine Seltenheit und wird als solche gewürdigt.

Ueberall können es sich nur wenige leisten, Robinson Crusoe zu spielen — am allerwenigsten in Indien, wo wir nur so wenige und sehr auf gegenseitige Freundschaftsdienste angewiesen sind. Chelamose tat nicht recht daran, sich ein Jahr lang von allen abzusondern, und er merkte, daß es ein Fehler gewesen war, als mitten in der kalten Jahreszeit eine Typhusepidemie auf der Station ausbrach, und seine Frau sich legen mußte. Er war ein kleiner, scheuer Mann, und fünf Tage gingen dahin, ehe er gewahr wurde, daß etwas anderes als ein einfaches Fieber in seiner Frau brannte, und drei weitere Tage vergingen, ehe er es wagte, Frau Chute, die Frau des Ingenieurs, zu besuchen, und zaghaft von seinen Sorgen zu sprechen. Fast jedes Haus in Indien weiß, daß die Mergel bei Typhus sehr giftig sind. Der Kampf zwischen dem Tod und den Pflegenden muß Minute um Minute, Schritt um Schritt gekämpft werden. Frau Chute überlebte Chelamose beinahe wegen seines, wie sie es nannte, „verbrecherischen Jögerns“, und ging sofort hin, um nach dem armen Ding zu sehen. Wir hatten in jenem Winter sieben Typhusfälle auf der Station, und da es durchsichtlich auf fünf Fälle einen Todesfall gibt, so waren wir sicher, daß wir jemanden verlieren mußten. Aber alle taten ihr Bestes. Die Frauen pflegten die Kranken Tag und Nacht, und die Männer gingen zu den exzentrischen Jungesellen und brachten sie triumphierend durch das Tal der Schatten hindurch. Aber gerade, als wir glaubten, es wäre ganz vorüber, und einen Ball geben wollten, um den Sieg zu feiern, bekam die kleine Frau Chelamose einen Mißfall, nach einer Woche, und die ganze Station ging zur Beerdigung. Chelamose brach am Rande des Grabes total zusammen und mußte fortgebracht werden.

Nach dem Tode seiner Frau verlor Chelamose sich in sein Haus und lehnte alle Eräftungsversuche ab. Seine Pflichten erfüllte er tadellos, aber wir alle hatten das Gefühl, daß er auf Urlaub gehen müßte, und seine Kollegen sagten ihm das. Chelamose war für diese Anregung sehr dankbar, — er war in den Tagen überhaupt für alles dankbar — und ging zu Fuß nach Chini. Chini liegt etwa zwanzig Tagemärsche von Simla entfernt, mitten in den Bergen, und die Landschaft tut einem wohl, wenn man Bummer hat. Man kommt durch große stille Doornbüsche und an großen stillen Felsen vorbei und über große stille Wiesenhänge, die wie Frauenbrüste schnell; und der Wind im Gras und der Regen in den Bäumen sagen „schö — schön — schön“. So wurde der kleine Chelamose nach Chini geschickt, um mit Hilfe einer gestülpten Mameva und einer Platte seinen Schmerz zu beruhigen. Er nahm auch noch einen unruhigen Diener mit, weil es der Lieblingsdiener seiner Frau war. Er war faul und trübsal, genöth aber bei Chelamose volles Vertrauen.

Auf dem Rückwege von Chini machte Chelamose einen Umweg über Baga, durch die Waldschönung auf dem Nordufer des Doodaberges. Gänge, die weit in der Welt herumgekommen sind, sagen, daß der Weg von Kotagorh nach Baga einer der schönsten der Welt wäre. Er führt durch hübsche feuchte Wälder und läuft plötzlich in eine hohe Verghalbe und schwarze Felsen aus. Die Postkutsche von Baga ist allen Winden offen und bitter kalt. Wenig Menschen gehen nach Baga. Vielleicht war das der Grund, weshalb Chelamose dahin ging. Um sieben Uhr abends machte er halt, und sein Diener ging ins Dorf hinab, um Kulis für den nächsten Tag zu bringen. Die Sonne war untergegangen, und die Nachtwinde fingen an, zwischen den Felsen zu wehklagen. Chelamose stand an das Verandageländer gelehnt und wartete auf die Rückkehr seines Dieners. Der Mann kam fast sofort, nachdem er außer Sicht war, wieder zurück in einer solchen Hast, daß Chelamose dachte, er müßte einem Wären begegnet sein. Er lief so schnell er konnte den Hügelhang hinauf.

Aber kein Wäre war schuld an seinem Schrecken. Er stürzte auf die Veranda zu und fiel hin; das Blut sprang ihm aus der Nase, sein Gesicht war eisengrau. Dagegen gurgelte er: „Ich habe die Menschheit gesehen! Ich habe die Menschheit gesehen!“

„Wo?“ fragte Chelamose.
„Da unten, sie ging auf der Straße ins Dorf. Sie hatte ein blaues Kleid an, und sie hob den Schleier ihrer Wülste auf und sagte: „Nanu Das, sage dem Sahib meine Salams und sage ihm, daß ich ihn nächsten Monat in Nuddea treffen werde.“ Dann bin ich weggerannt, weil ich bange war.“

Was Chelamose sagte oder tat, weiß ich nicht. Nam Das behauptet, er hätte nichts gesagt, sondern wäre die ganze kalte Nacht hindurch die Veranda auf und abgegangen in der Erwartung, die Menschheit würde den Berg heraufkommen, und hätte wie ein Herrlicher die Arme in die Dunkelheit hinausgestreckt. Aber keine Menschheit kam, und am nächsten Tage ging er nach Simla, jede Stunde den Diener von neuem ausfragend.

Nam Das konnte nur sagen, daß er Frau Chelamose getroffen hätte, und daß sie ihren Schleier gelüftet und ihm die Vorschläge aufgetragen hätte, die er gegen ein Chelamose ausgerichtet hatte. Bei dieser Aussage blieb Nam Das. Er mußte nicht, wo Nuddea war, hatte keine Freunde in Nuddea und würde höchstwahrscheinlich nie nach Nuddea gehen; selbst nicht, wenn man ihm seinen Lohn verdoppelte.

Nuddea liegt in Bengalen und hat absolut nichts mit einem Arzt, der in Punjab praktiziert, zu tun. Es muß mehr als zweihundert Meilen von Meridli entfernt liegen.

Chelamose ging, ohne sich aufzuhalten, durch Simla und lehrte nach Meridli zurück, um die Arbeit des Kollegen, der ihn während seines Urlaubs betreuen hatte, wieder zu übernehmen. Einige Rechnungen für die Krankenkasse mußten erledigt werden und

nein eingelaufene Anordnungen des Oberarztes notiert werden, und so dauerte die Ueberrahme einen ganzen Tag. Am Abend erzählte Chelamose seinem Stellvertreter, der ein alter Freund von ihm aus seiner Jungesellenzeit war, was sich in Baga ereignet hatte, und der sagte, Nam Das hätte ja auch ebenfugut Lutterlin sagen können, wo er doch einmal so beim Phantastieren war.

In dem Augenblick kam ein Telegraphenbote mit einem Telegramm von Simla, das den Befehl für Chelamose enthielt, nicht den Dienst in Meridli zu übernehmen, sondern sofort in besonderem Auftrag nach Nuddea zu gehen. In Nuddea war eine fürchterliche Cholera ausgebrochen, und da die bengalische Verwaltung wie gewöhnlich nicht genügend mit Arbeitskräften versehen war, hatte sie einen Arzt aus dem Punjab geliehen.

Chelamose schob das Telegramm über den Tisch und sagte: „Nun?“

Der andere Arzt sagte nichts. Das war auch alles, was er sagen konnte.

Dann fiel es ihm ein, daß Chelamose auf seinem Wege von Baga durch Simla gekommen war und so vielleicht schon von der schwebenden Verletzung gehört hatte.

Er versuchte diese Frage und den darin enthaltenen Argwohn in Worte zu kleiden, aber Chelamose unterbrach ihn mit den Worten: „Wenn ich das gewollt hätte, wäre ich gar nicht auf Chini zurückgekommen. Ich habe da geschossen. Ich habe den Wunsch zu leben, denn ich habe noch was zu tun. Aber traurig würde ich nicht darüber sein.“

Der andere neigte den Kopf und half im Zwieltlicht Chelamose, die eben geöffneten Koffer wieder einzupacken. Nam Das trat mit der Lampe ein.

„Wohin geht der Sahib?“ fragte er.

„Nach Nuddea,“ sagte Chelamose leise.

Nam Das umklammerte Chelamoses Arme und Knie und flehte ihn an, nicht dahin zu gehen. Nam Das weinte und heulte, bis er aus dem Zimmer geschickt wurde. Da packte er all sein Hab und Gut zusammen und kam zurück, um ein Zeugnis zu erbitten. Er wollte nicht mit nach Nuddea und da seinen Sahib sterben sehen und vielleicht selber sterben.

Da gab Chelamose dem Diener seinen Lohn und ging allein nach Nuddea. Der andere Arzt sagte ihm Lebewohl, wie einem, der zum Tode verurteilt ist.

Elf Tage später war er mit seiner Menschheit vereint, und die bengalische Verwaltung mußte sich einen neuen Arzt borgen zum Kampf gegen die Epidemie in Nuddea. Der zuerst Importierte lag tot in der Postkutsche in Chooabanga.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlags Paul List, Leipzig, der die Werke von Rudhard Kipling herausgibt, den „kleinen Geschichten aus den Bergen“ entnommen.)

Die Speisefarte.

Eine Blanderel für die Reisezeit.

Von Egon Kosta.

(Nachdruck verboten.)

Das Essen spielt eine sehr bedeutende Rolle für den, der zur Erholung eine Reise macht. Man braucht sich durchaus nicht einen Materialisten schelten zu lassen, wenn man es eingesteht, daß einem dieser Gegenstand eine ernste Sache ist. Man braucht deswegen durchaus kein Feinschmecker oder Mäler zu sein, aber Wochen hindurch schlechtes Essen oder solches, das man nicht gewohnt ist, genießen zu müssen, kann die schönsten Reize der herrlichsten Gegend verleiden, abgesehen davon, daß man sich auch durch ungewohnte Kost, die dem Magen nicht bekömmlich ist, schwere Erkrankungen zuziehen kann.

Ja, das Essen ist schon deshalb auf der Erholungsreise eine wichtige Sache, weil wir unterwegs dem Körper meist größere Strapazen zumuten als zu Hause, weshalb wir mehr Appetit haben. Wir gehen mehr, wir sind mehr an der frischen Luft, als daheim.

Wer auf Reisen geht, wohin es auch sei, der darf nicht verlangen und erwarten, in der Fremde dieselben Gerichte zu finden, die er daheim liebt.

Von einem bekannten Berliner Finanzier wird erzählt, daß er nicht selten einfache Aneipen der deutschen Reichshauptstadt aufzusuchen pflegt, um Schweinsknöchel und Sauerkraut zu essen, ein Gericht, das er in der Küche seines vornehmen Palais nicht bereitet erhält, wenigstens nicht so vortrefflich, wie es in einfachen Berliner Aneipen zu haben ist, denn dies ist eine Berliner Spezialität, die „Eisbein“ heißt.

Und damit sind wir bei dem wichtigsten Punkte unseres Themas angelangt, den lokalen Besonderheiten der Speisefarte und nationalen Küchenpezialitäten.

In einem vielgegebenen Schwank der neueren Zeit wird berichtet, wie ein Berliner nach einem österreichischen Kurort kommt, dort auf einer Speisefarte „Wiener Beuschel“ verzeichnet findet, in der Hoffnung, etwas ganz Besonderes zu erhalten bestellt und das ihm sehr wohlbekannte Gericht Lungenhalchsee vorgelegt bekommt.

Man kann fest überzeugt sein, daß es so wie diesem Beuschel-Besteller zahlreichen Personen gehen wird, mit ähnlichen lokalen Speisefartenbenennungen, so auch mit der bereits genannten Berliner Spezialität „Eisbein“.

Es muß also als eines der wichtigsten Gebote gelten, nicht auf einen Namen hin ein Gericht zu bestellen, oder sich doch erst genau zu erkundigen, was der Name bedeutet. Man kann da seltsame Ueberraschungen erleben.

Kein Mensch wird, wenn er ein „ungarisches Rebhuhn“ in Österreich auf der Speisekarte verzeichnet findet, Schweinefleisch in Sülze vermuten, er sei denn selbst Österreicher. Fischen für Bohnen, Carviol für Blumenkohl, „Hauptsalat“ für Kopfsalat sind dem Norddeutschen, wenn er nach Österreich kommt, unbekannte Begriffe, ebenso Pommes für Pflaumenmus und Ribisel für Johannisbeeren.

Eine wahre terra incognita ist zum Beispiel für den Reichsdeutschen das Gebiet der österreichischen Mehlspeisen. Wer kann sagen, was Topfen-Palatschinken, Rahmstrudel, Dampfknödeln sind? Der Reichsdeutsche stellt sich sicher andere Dinge darunter vor, als er erhält, ebenso wie vermutlich der Österreicher vor den Bezeichnungen Kartoffelpuffer und Schleifisches Himmelreich steht.

Der Österreicher ist auf Reisen sehr schlecht daran. Er, der an sich gewöhnt ist, nur seine heimischen Speisen des Essens würdig zu finden, wird auch noch in seinen heimischen Hotels und Restaurants insofern verwöhnt, als man dort jeden Gast individuell behandelt, was in Reichsdeutschland und auch wohl anderswo nicht in dem Maße der Fall ist.

Man kann in Deutschland einen Österreicher, der im Restaurant eine Bestellung macht, sofort daran erkennen, daß er seiner Bestellung nach der Speisekarte noch eine Nuance hinzuzügt. Der Reichsdeutsche bestellt einfach: „Ein Wiener Schnitzel“. Der Österreicher: „Ein Wiener Schnitzel, aber nicht so stark paniert“, oder: „Ein Wiener Schnitzel, aber Salzkartoffeln dazu.“

Man könnte annehmen, daß dies nur in der Fremde geschehe, um hier die Gerichte nach heimischer Art zu erhalten; aber nein, der österreichische Kellner — bekanntlich der beste der Welt — ist daraufhin geschult, wenn er von zehn Personen Bestellungen empfängt, ebensoviel Sonderwünsche in sein Herz aufzunehmen. Man sieht daraus, daß es ein Österreicher nicht leicht hat, in Deutschland mit der Speisekarte zurecht zu kommen.

Durchaus falsch aber ist es, kulinarische Besonderheiten in der Fremde belächeln oder verspotten zu wollen, taktlos und ungezogen, anderen Personen, mit denen man zusammen speist, die Gerichte, die man selbst nicht mag, zu vereten, indem man sie einfach als greulich oder als abscheulich bezeichnet.

Man braucht aber auch durchaus nicht so auf die Güte der heimischen Küche zu pochen; in der Regel ist die Küche jedes Landes eben nur anders, die eine aber nicht absolut besser als die andere. Es ist immer ein wenig nationaler Dünkel dabei, wenn die Bewohner eines Landes auf die Vorzüglichkeit ihrer Küche pochen, wie das beispielsweise gern die Österreicher in Deutschland tun. Sicher hat die österreichische Küche mancherlei vor der reichsdeutschen voraus, aber in manchem steht sie auch dahinter zurück.

So ist beispielsweise die Speisekarte in reichsdeutschen Hotels im allgemeinen reichhaltiger als in österreichischen. In einer vornehmen Pension Wiesbadens zum Beispiel ist es Grundsatz, daß innerhalb 14 Tagen nicht ein und dasselbe Menü aufgestellt werden darf. Das ist eine Leistung, die man in keinem Hotel Österreichs oder der Schweiz finden wird.

Und doch ist dies die größte kulinarische Missetatigkeit der Reisezeit: wenn man sich während der ganzen Reisezeit in einem Orte aufhält oder auch nur in derselben Gegend, ist man immer wieder verurteilt, die gleichen Speisen zu essen.

So ist wohl im allgemeinen, wohin man auch immer reisen mag, dafür gesorgt, daß man sich, wenn man von der Reise zurückkehrt, auf die Gaumenretze freut, welche der eigene Herd ins bietet.

Gedenktage.

13. Juli.

Zu Bischof Kettlers Gedächtnis. Am 13. Juli 1927 jährt es sich zum 50. Male, seit der große Kirchenfürst Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, seine irdische Laufbahn beschlossen hat. Die bestehende Ketteler-Literatur ist aus diesem Anlaß um ein Werk bereichert worden, das ein äußeres Zeichen priesterlicher Dankbarkeit und Verehrung sein soll: Bischof von Ketteler. Ein Vorbild und Führer auf den Wegen der katholischen Seelsorge. Gedenkschrift zu seinem 50jährigen Todestage (13. Juli 1927) von Dr. W. Franzmayer. (Verlag Kirchheim, Mainz).

16. Juli.

Juliane Karwath, die bekannte Romanschriftstellerin, feiert am 16. Juli ihren 50. Geburts-tag. Sie ist in Magburg geboren, stammt aber aus schlesischem Blut, und ihr Roman „Das schlesische Fräulein“, das die Schriftstellerin weiteren Kreisen bekannt machte, enthält viele Züge aus der Welt ihrer eigenen Vorfahren. Von ihrem Werdegang hat sie selbst geschrieben: „Wie ich zum Buchschreiben eigentlich kam? Ich sah nichts als Bücher daheim. Ich las fließend schon als vierjähriges Kind ohne Schulbesuch, der erst viel später als gewöhnlich kam, eigentlich von selbst, als ob ich es stets gekonnt hätte und besser noch als Sprechen, deutsch, von der Mutter, nicht sehr erinnerhaft, einfach angelehrt. Ich las zu viel. Die Augen litten infolge einer Kinderkrankheit, wo Augenoperation die Hauptsache ist. Später, in den Entwicklungsjahren, trat eine Augenentzündung ein, und ich mußte das schon gewohnte, noch verborgene Dichten, auch Verse- und Stückeschreiben ebenso wie das Malen und angefangene Bildhauerei, die mir am besten liegen dürfte, völlig für lange Jahre aufgeben. Erst kurz vor den Kriegs-

zeiten, in Thüringen damals, schrieb ich einige noch sehr lebende Bücher, die im Verlag Kiehnert in Dresden erschienen. Ich war damals Berufsschullehrerin in Fremden-Deutsch und erst als ich nach Harer mit der sehr verwickelten Familienangelegenheit befaßt, alle Briefe und Tagebücher aus vergangenen, noch Napoleonischen Zeiten, las und meine Augen mir mehr schaffen konnten, kam es zu dem Zeitroman „Das schlesische Fräulein“. Juliane Karwath, die seit einiger Zeit in Weimar lebt, veröffentlichte bisher noch mehrere Romane, zuletzt das fesselnde Buch „Marie Dudenst, die Apothekerin“, bei dem die Kritik an Laddus Müller und Hermann Bang erinnert hat.

Aus aller Welt.

Eine seltsame Verirrung. Der Ausspruch des seligen Rabbi Ben Aliba, daß alles schon einmal dagewesen sei, ist wieder einmal durch eine Gerichtsverhandlung in Mat Stone (Kent) widerlegt worden, in der ein englischer ablicher Gutsherr, Sir Gerard Arthur Maxwell-Willshire, zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde wegen „gefährlichen Angriffes auf Miss Jean Ols“. Der Sachverhalt war folgender: Sir Gerard, der seit drei Jahren in glücklicher Ehe lebt, ist nervös veranlagt, eine Veranlagung, die während des Krieges verstärkt wurde und bei ihm eine Art von Sadismus erzeugt hat, die ganz ungewöhnliche Formen annimmt. Während er im allgemeinen vernünftig ist und regelmäßig lebt, befällt ihn von Zeit zu Zeit die Sucht nach unmäßigem Alkoholgenuss und ganz tollen Streichen. So lud er am 10. Mai die 22jährige Miss Ols zu einer Autofahrt am Abend ein, und nachdem er mit ihr bis tief in die Nacht umhergefahren war und den mitgenommenen Getränken reichlich zugesprochen hatte, veranlagte er sie, mitten in einem einsamen Walde sich auszuziehen, band ihr, als sie nur mit Schuhen und Strümpfen bekleidet war, die Hände auf dem Rücken zusammen, holte eine mitgenommenen Flasche mit Stiefelpolitur aus dem Auto und malte ihr den ganzen Körper schwarz an. Darauf überließ er sie ihrem Schicksal und fuhr nach seinem Hause zurück, wo er am Morgen, als ob nichts vorgefallen wäre, ruhig mit seiner Frau frühstückte. Das Mädchen war mittlerweile, nach langem Umherirren im Walde, von Bauersleuten aufgenommen worden, nachdem es ihr gelungen war, ihre Furcht, daß sie der leidhaftige Teufel sei, zu beschwichtigen. Die Verhandlung selbst war von kurzer Dauer, da der Angeklagte sich sofort schuldig bekannte. Die Strafe wäre möglicherweise strenger ausgefallen, wenn sich der Richter nicht gesagt hätte, daß ein junges Mädchen, wenn es mit einem Mann während der Nacht im Auto fährt, an seinem Ruf keinen großen Schaden mehr erleiden kann.

Der „geräuschlose“ Staubsauger. Speier. ... Und da soll ein Techniker nicht in einen heiligen Berufszorn geraten. Na, diese phantastische Idee, so dachte ich, als ich im Bahnhof zu Speier die Zeitung las, wird wohl einem weiblichen Gehirn entsprungen sein. Zunächst haben Sie sich, verehrte Schreiberin, falsch ausgedrückt, denn einen geräuschlosen Staubsauger wird es nie geben, da überall, wo Bewegung ist, auch Reibung ist, und überall, wo Reibung ist, auch Geräusch entsteht; Sie meinen wohl einen Staubsauger mit keinem unangenehm starken Geräusch. Daß die Ihrem Mann für die etwaige Lösung des Problems versprochenen Millionen sich wohl nie finden werden, wird Ihnen einleuchten, wenn ich Ihnen sage, wie der (fast) geräuschlose Staubsauger etwa aussehen müßte. — Hoch oben auf der dritten Bühne, besser noch tief unten im vierten Keller, steht ein Ventilator mit entsprechendem Elektromotor. Von dem Ventilator aus gehen nun Saugleitungen in alle Zimmer, in denen dann Hähne anzubringen sind. Der leicht konstruierbare Staubsauger wird nun durch einen Schlauch mit der Saugleitung verbunden, und der Staub kann ohne großes Geräusch entfernt werden. Doch aus dem Millionenverdient wird wohl nichts werden, da wohl wenig Menschen das Staubsaugergeräusch als so großes Uebel empfinden, sonst wäre sicherlich „seinerzeit“ der Mensch mit folgenden Worten aus dem Paradies gestoßen worden: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du beim Zimmerreinigen den Staub entweder schlucken oder ihn geräuschvoll absaugen!“

Fröhliche Ecke.

Die junge Frau, nach einem mit einem befreundeten Ehepaar verbrachten Abend, nachdenklich zu ihrem Mann: „Reißt du, Kurt, ich finde, Schmidt's sind wirklich ein ideales Ehepaar. — Sie denken über alles das gleiche.“

Kurt: „Das stimmt, aber mir ist aufgefallen, daß die Frau immer zuerst denkt.“

„Nun, wie jähst du dich in deiner Ehe?“ fragt ein alter Freund, als er den Apotheker nach langen Jahren wiedertrifft.

„Ach, ganz gut, alter Junge,“ erwidert der, „wenn nur meine Frau nicht so viel von ihrem ersten Mann sprechen wollte!“

„Ach, das ist doch nicht weiter schlimm,“ sagte der Freund wegwerfend, „aber meine Frau redet unausgesetzt von ihrem nächsten Mann!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Sigra, Pognan.